Die letzte Welle.

Roman von [illegible]

(7. Fortsetzung.)

Sie mußte lächeln. Er war doch ein guter Junge trotz seiner hochgehaltenen Manieren — jetzt hatte er die Konkurrenz und Pariser Moden an den Nagel gehängt, war seit zwei Monaten in Danzig bei den Husaren — das längst versprochene Bild in Uniform hatte der Junge noch nicht geschickt, darauf wartete sie noch immer.

Weiter — ein großes Bild von Alexandra [illegible] mit einer Unterschrift in russischer Sprache, die sie nicht entziffern konnte, aber Alexandra hatte es ihr damals, als sie im Pensionat Abschied nahmen, erklärt:

„Meiner einzigen, geliebten Freundin Alice zum Andenken" hieß es.

Bei Alexandras Bild wanderten ihre Gedanken zu dem letzten Tage in Monte Carlo zurück.

An den Vetter ihrer Freundin erinnerte sie sich, an den Baron [illegible] — welch ernster, ruhiger Mann! — Ob Alexandra ihn wohl heiraten würde? Dann fiel ihr ein, daß das in Rußland nicht anging, die Religion verbot, daß sich Cousin und Cousine heirateten. Das bedauerte sie, sie hätte ihrer Freundin dieses Glück gewünscht — ein Glück erschien es ihr, einen solchen Mann zu besitzen.

Aber worauf ertappte sie sich da, welche Gedanken waren das! Sie fühlte, wie sie errötete — hatte sie unbewußt Vergleiche angestellt? — Schnell nahm sie das Bild ihres Mannes und versenkte sich in dessen Anblick. Es stammte aus Wiesbaden — er war in Zivil, so, wie sie ihn die erste Zeit gekannt, wie er ihr nun bald wieder erscheinen würde.

Seufzend stellte sie das Bild zurück und griff nach einem anderen, das ihn in Uniform, wie sie ihn jetzt täglich sah, darstellte.

Lange blickte sie darauf hin, ihre Augen füllten sich mit Tränen.

„Mein Gott, wenn doch alles wieder gut würde!" — Sie fühlte, wie sie ihn liebte — daß sie verziehen hatte, vielleicht immer, auch Schweres, verzeihen würde.

Noch ein anderes Bild von ihm war da, ein Jugendbild, als Kadett, das hatte ihr seine Mutter geschenkt, als sie mit den Eltern in Wiesbaden war. Immer hatte sie das Bildchen bei sich getragen, auch auf ihrer Hochzeitsreise, ihm erst bei ihrer Heimkehr hier den Platz angewiesen, ganz vorn vor allen anderen Bildern.

Die Augen lachten ihr so munter entgegen, die schlanke, geschmeidige Figur stand da, als wolle sie sich bewundern lassen — stolz aufgerichtet — der zukünftige Sieger.

Sie drückte einen Kuß auf das Bild und stellte es wieder auf seinen Platz neben dem seiner Mutter. An die alte Dame hatte sie so wenig gedacht! — Wie schlecht von ihr! — Hatte ihr diese doch so große Herzlichkeit entgegengebracht, hatte sie doch geglaubt, außer für ihre Mutter niemals eine solche Verehrung fühlen zu können wie für diese Frau. Und so großes Mitleid war in ihr beim Abschiede gewesen, als sie sich vorgestellt, daß diese Frau, die ihren Sohn vergötterte, so einsam zurückbleiben mußte.

Wenn ihre Eltern das Geld hergaben — sie sich ein Gut kaufen könnten, würde sie Frau von Trenteln einladen, bei ihnen zu leben. Welch großes Glück würde sie der alten Dame damit bereiten!

Sie schob einige Bilder links und rechts zur Seite, um sich Platz für ihre Arbeit zu schaffen, setzte sich vor den Schreibtisch und schrieb an ihre Mutter.

* * *

Im Frankvilleschen Hause in Königsberg war es still geworden, seitdem Alice verheiratet und später auch der Sohn fortgegangen war. Dazu kam, daß sich Herr Alfred in letzter Zeit nicht wohl fühlte, der Arzt ihm viele seiner Lebensfreuden entzogen hatte: den Champagner, zu reichliche und zu gute Kost — und was sich die Aerzte sonst noch alles für zu starke, bequeme ältere Herren ausdenken. Auch gehen sollte er täglich einige Stunden, der Arzt hatte ihm sogar befohlen, einen Schrittmesser in der Tasche zu tragen, damit er ihn kontrollieren könne.

Alles das machte den alten Herrn mürrisch — erst hatte er sich gegen diese Vorschriften aufgelehnt, dann, als er selbst fühlen mußte, daß jede Abweichung ihm unruhige Nächte verursachte, ergab er sich darein. Neben dem Mißmut erwachte nun auch noch die Furcht vor dem Tode bei ihm.

Ins Geschäft möchte er gar nicht mehr gehen — wenn er nicht seinen befohlenen Spaziergang machte, mäkelte er im Hause herum, wartete ungeduldig auf den Doktor und quälte seine Frau mit Klagen über alle möglichen eingebildeten und realen Leiden.

[illegible] erfüllte ihn [illegible], kräftige, suchte aufzuheitern, [illegible] zu erfinden, aber als alles nichts nützte, schlug sie eine Reise, Luftveränderung, vor. Der Arzt war damit einverstanden.

Erst wollte Herr Alfred nicht vom Hause fort. Das bißchen [illegible], das seine Frau und der Sohn ihm hier noch geboten, wollte er nicht opfern — sie seien doch kaum nach Hause gekommen! — Ihm graute vor der Eisenbahn, vor den Hotels. Doch schließlich fügte er sich. Die Hoffnung, wieder ganz gesund zu werden und seinen früheren Lebensgewohnheiten nachgehen zu dürfen, ließ ihm die Anstrengungen der Reise geringer erscheinen.

Einen bestimmten Ort hatte der Arzt nicht angeordnet — nur gute Luft, möglichst in die Berge, hatte er gesagt, so entschloß man sich einstweilen für Meran. Einige Wochen, ehe es dort zu heiß wurde, würde man es ja aushalten können.

In die Vorbereitungen zur Abreise fiel Alices Brief an ihre Mutter.

Zum Glück war Frankville nicht zu Hause — er machte seinen Dauerlauf, wie er es nannte — unter keinen Umständen durfte er jetzt etwas davon erfahren, das könnte die schlimmsten Folgen haben, dachte die Frau.

Aber was tun? — Alice schrieb so dringend, der Ton des Briefes — wenn auch immer wieder hervorgehoben wurde, wie glücklich sie sei, daß Mama sich nur nicht Sorgen machen solle — erschien der Mutter nicht aufrichtig. — Wie oft sie den Brief auch las, die Furcht ließ sich nicht bannen, daß etwas passiert sei.

Ihr erster Gedanke war: Nach Prag reisen, sich selbst überzeugen! — Doch wie sollte sie das möglich machen, ohne ihren Mann zu beunruhigen? Für den nächsten Tag war die Abreise nach Meran bestimmt, Fahrkarten waren gelöst, Schlafplätze bestellt — wenn sie auch dies alles opfern wollte, immer wieder mußte sie sich fragen: „Was soll ich meinem Manne sagen? — Er darf nicht aufgeregt werden!"

Ein rettender Gedanke kam ihr. Richard — ihm mußte sie sich anvertrauen, er hatte Alice doch so lieb, er würde das Richtige finden! Gleich nach der Rückkehr ihres Mannes fuhr sie ins Kontor.

Ihr Schwager sah erstaunt auf, als sie ins Kabinett trat — ihr Besuch im Geschäft war etwas Ungewöhnliches — irgend etwas muß sich ereignet haben.

Sein erster Gedanke war: Der Bruder, er ist ernster erkrankt — aber gleich die ersten Worte seiner Schwägerin: „Verzeih', Richard, daß ich dich störe, ich darf meinem Mann jetzt nicht aufregen, Alice" — zeigten ihm, daß er sich getäuscht.

Mit Alice hing der Besuch zusammen!

Einige Atemzüge lang stand ihm das Herz still — dann kam die schnelle Frage:

„Was ist passiert? — Alice ist doch nicht krank?" —

„Nein, nein, beruhige dich, ich komme, um deinen Rat einzuholen — hier lies."

Während er las, rötete sich seine Stirn — was die Mutter nur als möglich gefürchtet, für ihn war es Gewißheit. Alice war unglücklich, der Schuft machte sie unglücklich.

Eine lange Pause trat ein, dann sprach er stoßweise, laut, gleichsam mit Worten den inneren Sturm übertönend:

„Du willst meinen Rat — gut — rufe Alice nach Hause, leite die Scheidung ein — heute ist noch nicht alles verloren. Alice ist noch zu retten, später" —

Frau Frankville hatte ganz bestürzt die Hand erhoben:

„Aber Richard, ich bitte dich, du siehst zu schwarz — ich gebe zu, aus Alices Brief klingt Verstimmung — junge Frauen sind leicht verstimmt, wenn ihnen nicht alles nach Wunsch geht — aber schließlich, es handelt sich hier doch nur um eine Geldfrage."

Richard Frankville bewegte langsam den Kopf:

„Du faßt das so auf, ich denke anders darüber. Ich war nie mit dieser Heimat einverstanden, das ist alles viel zu schnell gegangen. Ihr kanntet diesen Trenteln kaum — doch entschuldige, ich habe mich hinreißen lassen, es kommt mir nicht zu, dir Vorwürfe zu machen, du weißt ja aber, wie — gern ich deine Tochter habe — also nochmals: verzeihe mir."

Nach kurzem Nachdenken fuhr er fort:

„Und nun zur Sache selbst: Vom kaufmännischen Standpunkt aus gesprochen, wenn du gestattest, ist es nicht möglich, ein so großes Kapital aus dem Geschäfte zu ziehen, denn das, was euer Herr Schwiegersohn beansprucht — ein Vermögen, um sich ein Gut zu kaufen —, kann das Geschäft nicht entbehren. Das weiß Alfred ebenso gut wie ich, und wenn du aber die Verhältnisse nicht [illegible] hast, so ist das nicht meine Schuld. Alfred hat das wohl nicht für nötig gehalten, er hat vielleicht auch kein Grund dazu, die [illegible] unseren — sagen wir — Reichtum herzustellen. Unser Geschäft wirft genug ab, um euren, Alices und meinen Haushalt [illegible] zu bestreiten — es spielt auch keine Rolle, daß Trenteln schon jetzt, nachdem er noch nicht einmal Offizier ist, [illegible] etwas [illegible]. Sollen wir aber Kapital in solcher Höhe, wie das Herr von Trenteln uns zumutet, herausgeben, dann kann ich für nichts einstehen. Das hieße Kredite in Anspruch nehmen — den Ruf der Firma Frankville gefährden.

Und weiter heißt es in diesem Briefe, wenn ihr nicht gleich ein Vermögen zur Verfügung stellen könnt, so sollt ihr wenigstens die Summe, die Alice von euch monatlich erhält, erhöhen — halte mich nicht für hart oder kleinlich, [illegible] — auch das verweigere ich, soweit es von mir abhängt. Alfred gibt mehr, als er mir zugestanden hat — wohl und gut, mag er das tun. Wenn ich auch Offenheit lieber gesehen hätte — er hat mir die Summe verheimlicht, vielleicht um mich, was ihm ja gelungen ist, zu einer weiteren Zulage zu veranlassen. Herr von Trenteln bezieht ein Minimalgehalt. Genügt ihm das nicht, so ist er ein Spieler oder — verzeih mir — er bringt das Geld mit Weibern durch! In beiden Fällen wäre es das beste — ich komme auf meinen Anfang zurück — Alice trennt sich von ihm. Ein Glück kann ihr an dieses Mannes Seite nicht blühen."

Er schwieg, wartete, was seine Schwägerin antworten würde. Diese sah stumm und bleich vor sich hin. Sie fand keine Worte.

Erst nach einer geraumen Zeit hob sie den bisher gesenkten Kopf, reichte ihrem Schwager die Hand. Langsam kamen die Worte von ihren Lippen:

„Ich danke dir, Richard, daß du mir alles so offen gesagt hast, — also es ist nichts zu machen, die arme Alice wird zu leiden haben. Wenn ich nur zu ihr könnte, mit ihr sprechen, auch mit ihm, mit Trenteln! Aber was soll ich Alfred als Grund angeben, daß wir die Reise aufschieben? Alles, was ich mir schon ausgedacht habe — auch, mit ihm zuerst nach Prag zu reisen — geht nicht an; ich fürchte, daß Trenteln dann selbst mit ihm sprechen wird. Du weißt, Alfred darf jetzt nicht aufgeregt werden."

Und plötzlich, wie unter einem raschen Einfall:

„Fahr du hin, sprich du mit Trenteln! Du wirst ihn überzeugen, er muß Vernunft annehmen!"

Seine Augen vergrößerten sich, er sah seine Schwägerin starr an, dann zuckte ein schmerzliches Lächeln um seinen Mund:

„Ich — soll zu Alice, soll mit ihrem Mann sprechen? Du weißt nicht, was du forderst. Erlaß mir jede Erklärung — begnüge dich damit, daß ich nicht kann — nicht will."

Das letzte Wort erklang wie ein Zornesruf. Frau von Frankville fuhr zurück, doch während sie sich erhob, um nach Hause zurückzukehren, war es wie Erleuchtung über sie gekommen: Richard liebte ihre Tochter. Nicht mit jener Liebe des unverheirateten Onkels, der Wohlgefallen an seiner schönen Nichte findet — mit der Liebe des Mannes zum Weibe, zu dem einzigen Weibe. Wo hatte sie ihre Augen gehabt, daß sie das nicht schon lange merkte! Die stete Sorge um Alice, die Furcht damals, abzureisen, ohne ihr Adieu sagen zu können, seine Abwesenheit während der Hochzeit — alles fiel ihr mit einem Male ein. Und jetzt der Klang seiner Stimme, als er ausgerufen: „Ich kann nicht, ich will nicht!" Er liebte Alice und haßte deren Mann.

Zu der Sorge um ihre Tochter trat jetzt noch das Mitleid um den einsamen Mann, der liebeleer durchs Leben ging. Aber gleichzeitig erhielt auch alles, was er ihr gesagt, und was sie, während er sprach, für den nüchternen Ausspruch des nur über den Ruf der Firma, des Geschäfts eifersüchtig wachenden Kaufmanns gehalten, eine andere, tiefere Bedeutung: Er liebte Alice — für ihn war ein Zerwürfnis, eine Scheidung, zu der er so schnell geraten, zugleich eine neue Hoffnung.

(Fortsetzung folgt.)

Im Hause von Jack Chorack, anderthalb Meilen östlich von Alberton, Wash., brach Feuer aus. Chorack und seine Frau waren draußen auf dem Felde, um die Kühe zu melken, und es waren nur drei kleine Kinder im Hause. Als die Eltern zurückkehrten, versuchte Chorak in das Haus einzudringen, wurde jedoch von den Flammen zurückgetrieben. Die drei Kinder fanden in dem brennenden Hause den Tod.

Der Hund.

Skizze von [illegible]

Das erste bäuerliche Notquartier nach wochenlangen [illegible] in der vordersten Frontlinie! Nur wer die [illegible] Freuden des Schützengrabens am eigenen Leibe verspürt hat, weiß, was ein Federbett für den übermüdeten und erschöpften Soldaten bedeutet. Die drei blutjungen Leutnants, die sich's eben im Wohnzimmer des Lehrerhäuschens bequem gemacht hatten, wußten es ebenfalls, denn sie hatten den Krieg bisher wahrhaftig nicht von seiner vergnüglichen Seite kennen gelernt. Und so empfanden es alle drei als Geschenk des Himmels, daß ihnen gerade dies Quartier beschert worden war. Das [illegible] Schulhaus war als Ortswache eingerichtet und im Falle eines Alarms mit wenigen Schritten erreichbar. Zudem aber in den kahlen Klassenzimmern war es bei weitem nicht so behaglich, wie hier in dem molligen [illegible] mit den von der jungen Lehrersfrau mit freundlicher Bereitwilligkeit hergerichteten sauberen Lagerstätten, mit der gemütlichen Hängelampe über dem Tisch und mit den dampfenden, köstliche Düfte aushauchenden Glühweingläsern unter dieser Lampe.

Die Frau war eine von jenen, keineswegs [illegible] Französinnen, die den durch den Verlauf des Krieges geschaffenen Verhältnissen in vernünftiger Weise Rechnung zu tragen und obendrein recht gute Miene zum bösen Spiel zu machen wissen. Sie betrachtete die deutschen Eindringlinge nicht als Kinder mordende Barbaren, und fürchtete sich vor ihnen darum nicht im geringsten. In keinem Manöverquartier hätten die drei Leutnants besser aufgehoben sein können, als unter ihrer hausmütterlichen Obhut. Sie hatte nicht nur nach besten Kräften für das leibliche Wohl der ungebetenen Gäste gesorgt, sondern sie ließ sich jetzt sogar herbei, ihnen auf ein halbes Stündchen Gesellschaft zu leisten und sie nach der deutschen Stadt auszufragen, in der nach einer vor kurzem eingetroffenen Nachricht ihr ins Feld gezogener Mann heil und unversehrt als Kriegsgefangener weilte. Das Geplauder war im besten Zuge, als die Tür der Stube aufging, und als sich eine höchst sonderbare, nicht eben anmutig wirkende Gestalt über die Schwelle schob. Es war ein kleiner, kläglich verwachsener Mann mit gnomenhaftem Aussehen und mit einem Gesicht, das ebensowohl das eines Sechzigjährigen wie das eines Achtzigers sein konnte. Ohne ein Wort zu sprechen und nach einem einzigen schiefen Seitenblick auf die deutschen Offiziere humpelte er an der Wand entlang und ließ sich auf die Ofenbank fallen.

„Heute abend dürfen Sie sich hier nicht aufhalten, Vater Thibaut," wandte sich ihm die junge Lehrersfrau freundlich zu. „Das Zimmer gehört für diese Nacht den Herren Deutschen."

„Nun, es wird doch wohl noch erlaubt sein, sich zu wärmen," knurrte der Alte. „Nachher gehe ich schon in meine Kammer zu dem armen Boncoeur, den mir die Deutschen zuschanden geschossen haben, weil er das letzte war, was mir noch genommen werden konnte."

Die Frau schien gewillt, ihre Aufforderung zu wiederholen; aber einer der Offiziere legte sich ins Mittel und erklärte, daß der alte Mann immerhin dableiben könne, bis er sich gründlich durchwärmt habe. Die kleine Wohltat könne man einem gebrechlichen Greise unmöglich versagen.

„Ja, er ist in der letzten Zeit sehr gebrechlich geworden, der gute Vater Thibaut," stimmte die Lehrersfrau zu, und mit gedämpfter Stimme ergänzte sie: „Auch mit seinem Verstande ist es nicht mehr ganz richtig. Er redet überhaupt nur noch von seinem angeschossenen Hunde."

„Gehört er zu Ihrer Familie?"

„Ja. Er ist ein entfernter Verwandter meines Mannes, und wir haben ihn zu uns genommen, als er ganz arbeitsunfähig wurde. Denn er hat sonst niemanden auf der weiten Welt."

Das Ohr des Alten mußte doch feiner sein, als sie angenommen hatte, denn er hob den Kopf und mischte sich mit seiner schwachen, heiseren Stimme ein:

„Nein — niemanden. Und warum nicht? Weil mir die Deutschen im Unglücksjahr 1870 meine drei Brüder erschossen haben. An einem Tage, meine Herren Offiziere, an einem Tage! Es hätte ihnen genug sein können — nicht wahr? Aber sie sind unersättlich. Sie mußten mir jetzt auch noch meinen Boncoeur zuschanden schießen — das letzte, was ich hatte. Gott wird sie richten."

„Aber, Vater Thibaut," beruhigte die junge Frau, „es ist doch noch gar nicht gewiß, ob es gerade eine deutsche Kugel war, die der arme Hund erwischt hat. Er kam mit einer zerschossenen Pfote nach Hause gehinkt, das ist alles, was wir wissen."

Es war schwer zu entscheiden, ob der böse, haßerfüllte Blick, den der Alte zum Tische hinüber warf, der Sprechenden gelten sollte oder den drei Landesfeinden. Aber seine Erwiderung war ein unverständliches Brummen.

Mitleidig bot ihm einer der Offiziere den Rest in seinem halbgeleerten Glase.

„Trinken Sie, Vater Thibaut," sagte er freundlich. „Auch die innerliche Erwärmung wird Ihnen gut tun."

Der Angeredete richtete sich auf und griff nach dem Glase; aber nur, um es im nächsten Augenblicke mitsamt seinem Inhalt so wuchtig auf die Fliesen des Fußbodens zu schleudern, daß nach allen Richtungen hin die Scherben sprangen. Dann humpelte er hastig zur Tür, als wolle er sich vor einer gefürchteten Gewalttat retten. Und erst, da er gewahrte, daß die Offiziere ruhig sitzen blieben, hielt er noch einmal still.

„Verflucht soll der Trank sein, den ich aus Euren Händen nehme," kreischte er. „Meine drei Brüder — gut, sie ruhen in Frieden. Aber mein armer Boncoeur, der sich draußen in seinen Schmerzen krümmt —! Fluch über seine Mörder — Fluch — Fluch — Fluch!"

Krachend flog hinter ihm die Tür ins Schloß. Die drei Offiziere sahen sich kopfschüttelnd an. Und als sich nach einer kleinen Weile die durch das Benehmen des Alten in sichtliche Verlegenheit versetzte Lehrersfrau verabschiedet hatte, meinte der eine:

„Diesen verrückten Greis sollte man lieber zu seiner eigenen Sicherheit einsperren. Wenn ihm zufällig eine Flinte in die Hand fiele, wäre er imstande, das ganze Dorf durch irgendeine Dummheit ins Unglück zu bringen."

Aber die beiden anderen lachten ihn aus, weil ihnen der kleine Verwachsene mit seiner pathetischen Verfluchung mehr komisch als gemeingefährlich vorgekommen war. Und dann streckten sie sich alle drei mit Seufzern innigsten Behagens auf die lang entbehrten, himmlisch bequemen Lagerstätten. Der Warner entschlummerte zuerst, und sein Bettnachbar folgte ihm schon nach wenig Minuten ins holde Reich der Träume. Der dritte aber konnte trotz aller bleierner Müdigkeit den erquickenden Schlaf nicht finden. Erst waren es allerlei Heimatsgedanken, die ihn wach erhielten, und dann war es das wahrhaft nervenzerreißende Gewinsel eines Hundes, der sich irgendwo in unmittelbarer Nähe befinden mußte. Das Tier litt offenbar große Schmerzen, denn es hörte nicht auf zu klagen, und der Leutnant zweifelte nicht, daß Vater Thibauts angeschossener Boncoeur der Urheber der jämmerlichen Töne sei. Eine Viertelstunde — und noch eine hielt er es standhaft aus; dann war es mit der Widerstandskraft seiner ohnehin etwas zermürbten Nerven zu Ende.

„Ich werde der armen Kreatur zum Wohltäter werden, indem ich ihr den Gnadenschuß gebe," dachte er. „Ihr ist die Erlösung nicht weniger zu gönnen, als mir der Schlaf, den ich mir wahrhaftig sauer genug verdient habe."

Er stand auf, griff nach der neben ihm liegenden Mauserpistole und verließ das Zimmer, um den unerträglich gewordenen Winsellauten nachzugehen. Auf den schmalen Hausgang mündeten etliche Türen. Eine von ihnen war um Fingersbreite geöffnet, und durch den Spalt fiel ein schmaler Lichtschimmer. Um nicht etwa in das Schlafgemach der Lehrersfrau zu geraten, blieb der Leutnant stehen und fragte:

„Sind Sie da drinnen, Vater Thibaut? Und ist es Ihr Hund, der so elend heult?"

Er wartete. Aber es kam keine Antwort. Auch die Klagetöne waren plötzlich verstummt, während ein anderes Geräusch, wie das Klappen einer Tür oder eines Fensters, vernehmlich wurde. Der Leutnant zauderte und war schon halb entschlossen, wieder umzukehren, als das Gewinsel von neuem einsetzte, diesmal noch beweglicher als zuvor. Jetzt war kein Zweifel mehr, daß es in dem Raume hinter der angelehnten Türe seinen Ursprung hatte, und nun besann sich der Offizier nicht mehr, diese Tür vollends zu öffnen.

Wenn die winzige, von einer flackernden Kerze matt erhellte Kammer wirklich Vater Thibauts Wohnstube war, so stellte sie der Mildtätigkeit der Lehrersgatten nicht eben das glänzendste Zeugnis aus. Denn es war eigentlich nichts weiter darin, als ein armseliges Bett. In den gewürfelten Kissen dieses Bettes aber lag nicht Vater Thibaut, sondern ein mittelgroßer, struppiger Hund, der sich unablässig bemühte, winselnd an dem schmutzigen Lappen zu zerren, mit dem seine rechte Vorderpfote umwickelt war. Sonst war kein lebendes Wesen zu erblicken. Hatte Vater Thibaut bis jetzt seinem vierbeinigen Liebling Gesellschaft geleistet, so mußte er auf die Frage des Offiziers hin durch die ins Freie führende Tür oder durch das niedrige Fenster die Flucht ergriffen haben.

Mit der Pistole in der Hand trat der Leutnant an das Bett. Da hob der Hund den Kopf und sah ihn aus großen braunen Augen an — so angstvoll flehend und zugleich so demütig vertrauend, daß der junge Offizier die Waffe wegsteckte und sich niederbeugte, um den primitiven Verband zu lösen und die Wunde des schmerzgepeinigten Tieres zu besichtigen.

Draußen vor dem niedrigen Fenster aber stand zu eben dieser Zeit ein kleiner, verwachsener Mann, ein Jagdgewehr schußfertig im Anschlag und die haßglühenden Augen ebenso wie die Mündung der Waffe auf den Offizier da drinnen gerichtet, dessen Bewegungen er mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgte. Sein welker, knöcherner Finger lag am Abzug, und sein zahnloser Mund war schief gezogen im Uebermaß der Erregung.

Vater Thibaut hatte durch den Türspalt gespäht, als er den Schritt des Offiziers auf dem Gange vernommen; er hatte die Pistole in seiner Hand gesehen, und war sogleich überzeugt gewesen, daß es auf das Leben seines armen Boncoeur abgesehen sei. Da hatte er die unter den Kissen seiner Lagerstätte versteckte, mit geheimem Weh gehütete alte Jagdflinte hervorgerissen, und hatte sich durch die zweite Tür der Kammer ins Freie hinaus geflüchtet. Was er nimmer getan hätte, um seine in der Maienblüte ihres Lebens gefallenen Brüder zu rächen — für seinen alten, struppigen Hund würde er es unbedenklich tun. Leben um Leben!

Aber was er erwartet hatte, ereignete sich nicht. Und was sich ereignete, dünkte ihn ein schier unfaßbares Wunder. Denn er sah, daß der junge Deutsche ein Päckchen aus seiner Tasche zog und daß er die verletzte Pfote des Hundes so sorgfältig und so regelrecht verband, wie seine alten, zitternden Finger es nimmermehr vermocht hätten. Da wurde es dem mordbereiten Alten dunkel vor den Augen, und mit einem heiseren Aufschrei schleuderte er plötzlich die Flinte weit von sich hinweg. — Als seine Gnomengestalt in der Tür der Kammer erschien, fuhr die Hand des Leutnants mit raschem Griff nach der Pistole; aber mit einem Lächeln zog er sie wieder zurück, als er den Alten erkannte.

„Nun, Vater Thibaut," sagte er in seinem etwas stockenden, doch immerhin gut verständlichen Französisch, „ich meine, diesmal wird Ihnen das kostbare Leben Ihres Boncoeur noch erhalten bleiben. Aber das Herumstreunen im Schützenfeuer müssen Sie ihm freilich abgewöhnen, wenn er es zu hohen Tagen bringen soll."

Es währte noch eine gute Weile, bis der junge Offizier sich hatte losmachen und in die Wohnstube zurückkehren können. Zwei Minuten später aber schlief er ebenso fest und traumlos wie seine beiden Kameraden.

„Der Alte, der Ihnen mit Ihrem Glühwein so unfreundlich Bescheid getan hat, lieber Raden, ist wirklich übergeschnappt," sagte er am nächsten Morgen. „Weil ich seinem winselnden Köter gestern abend noch die Pfote verbunden habe, hat er sich vor mir auf die Knie geworfen, wie vor einem vom Himmel herabgestiegenen Engel, und hat selber geheult wie ein Schloßhund. — Hoffnungslose Verrücktheit, aber glücklicherweise von der harmlosen Sorte."

Neue Wortmarken.

„Bitte, Fräulein", sagte ein Herr, der dieser Tage in eine Delikateßhandlung trat, „geben Sie mir einen Kosakenkäse, ferner etwas Viviani = Salat, ein Pfund Schinken à la Nicolajewitsch und eine Wurst à la Przemysl!" — „Bitte, mein Herr, wie meinen Sie das?" — „Na aber, Fräulein, muß ich's denn noch deutlicher sagen? Also ich möchte einen Käse, wissen Sie, der davonläuft, ferner etwas Ochsenmaulsalat, ein Pfund rohen Schinken und eine Wurst, die sich gut hält!"

— Sein Ideal. Herr Bierdimpfl: Wenn i' der Sokrates g'wesen wäre, i' hätt' mir a Heringstonne als Wohnung g'sucht, da hätt' i' alle Tag' a Mordsdurst g'habt!

— Humor in einer modernen Dauerschlacht. Die Kämpfenden wissen es gar nicht mehr recht, wie lange die Riesenschlacht eigentlich schon tobt. Aber der köstliche Humor ist ihnen trotzdem nicht ausgegangen. Eines Tages wendet sich der Oberleutnant von S. an einen älteren Kameraden: „Sagen Sie mal, Baron, hatten Sie denn eigentlich schon zu Beginn dieser Schlacht Ihre grauen Haare?"

— Wenn es schlägt. Zwei Frauen unterhalten sich über ihre Gatten. — Frau Meier rühmt stets den ihrigen, obgleich es allbekannt ist, daß derselbe gern spät aus dem Wirtshaus nach Hause kommt und dann meistens sehr unsanft von seiner Frau empfangen wird. „Mein Mann ist stets sehr pünktlich," sagt Frau Meier, „wenn er mal abends ausgeht und um 10 Uhr wieder zu Hause zu sein verspricht, ist er auch da, wenn es schlägt."

„Wer? Sie oder die Uhr?"

In der Zensus-Werkstatt.

Was dieser Dienst früher war, und was er heutzutage leistet.

Ein großer Teil des Publikums lebt in der Vorstellung, daß die Arbeit des Bundes-Zensusamtes nur alle zehn Jahre komme und dann nur wenige Monate für das Sammeln, Ordnen und Veröffentlichen des Materials ausfülle. Da die amerikanische Bevölkerungs-Aufnahme für 1910 erledigt ist, so hätte hiernach bis zum Jahre 1920 „die arme Seele Ruh".

Diese Auffassung ist jedoch eine irrtümliche; vielmehr ist dieser Zweig des amerikanischen Regierungsdienstes jeden Tag jedes Jahres beschäftigt, Auskunft der mannigfachsten Art über die Ver. Staaten zu erlangen und zusammenzustellen! Die bloße zehnjährliche Volkszählung stellt noch nicht die Hälfte seiner Arbeit dar; ohne Zweifel ist es das größte statistische Amt der Welt geworden. Gelehrte, Erzieher, Geschäftsleute und noch viele andere Kreise, vor allem Gesetzgeber des Bundes und der Einzelstaaten und die Zeitungs- und Schriftsteller-Welt verlassen sich auf dieses Amt für genaueste Auskunft über eine ganze Fülle von Gegenständen; seine Ausweise erzählen so ziemlich alles über das Wachstum und den Fortschritt unserer großen Nation.

Zu seinen wichtigsten Arbeiten außer der bloßen Bevölkerungs-Aufnahme — freilich schon allein ein Riesenwerk — gehören Berichte über das Manufakturwesen auf allen Gebieten, über den Landbau und die sonstigen Industrien, über Geburten und Sterblichkeit, über allerhand soziale Organisationen, und noch eine Menge Extra-Studien über Dinge von allgemeinem Interesse, wie die Verteilung der großstädtischen Bevölkerung nach Rasse, Alter und Geschlecht, die Neger und die Indianer u. s. w. Ueber viele dieser Gegenstände werden jedes Jahr Berichte erstattet, und die Zahl dieser Berichte wird noch immer weiter vermehrt, mit besonderem Hinblick darauf, ihren Wert auch für andere, als Fachleute und Studenten, zu erhöhen.

Ein Zensus des ganzen amerikanischen Manufakturwesens wird schon alle fünf Jahre aufgenommen und erfordert unausgesetzte Arbeit. Die Geschäftsleute helfen aber heute reger dabei mit, als jemals zuvor, ebenso die Handelskammern und andere geschäftliche Organisationen, sowie natürlich auch entsprechende Aemter der einzelnen Staaten.

Zu einem sehr großen Teil werden die betreffenden Erhebungen heute schriftlich besorgt; und man berechnet, daß hierdurch dem amerikanischen Volke etwa 100,000 Dollars erspart werden.

Seit dem Jahre 1790 wird alle zehn Jahre ein Zensus der Ver. Staaten aufgenommen und veröffentlicht; und es braucht kaum betont zu werden, daß gerade diesbezügliche Berichte der frühesten Zeiten jetzt großes Interesse haben, schon wegen der Vergleichung mit den heutigen Verhältnissen!

Die Nachfrage nach dem **ersten** Bundeszensus, welcher in den Ver. Staaten aufgenommen wurde, ist so groß geworden, daß sich das Zensus-Amt in jüngster Zeit veranlaßt gesehen hat, jenen ganzen Bericht auf's neue zu veröffentlichen, und derselbe ist jetzt für jedermann erhältlich. Er ist freilich von sehr bescheidenem Umfange, mit seinen modernen Seitenstücken verglichen, — ein Oktav-Band von 56 Druckseiten, das ist alles. Dieser Zensus bestand aber wirklich nur aus einer einfachen Volkszählung, welche, im Einklang mit einer Bestimmung der Verfassung, die Grundlage für die Zumessung der Steuern, sowie die Feststellung der Kongreß-Vertretung liefern sollte.

Ein Zensus-Amt gab es damals nicht; die Arbeit wurde unter Aufsicht von Bundesmarschällen verrichtet, deren es im ganzen Lande 17 gab. Sie hatten aber zusammen 650 Assistenten, — immer noch ein kleines Häuflein für die Größe der Arbeit, bei deren Beurteilung man vor allem in Betracht ziehen muß, daß die Transport-Verhältnisse noch sehr armselige vom modernen Gesichtspunkt aus waren, und der allergrößte Teil der Bevölkerung auf weit von einander getrennten Farmen und Plantagen lebte. Das Land westlich von den Alleghenies war noch kaum erforscht; und Detroit und Vincennes waren so entlegene Dörfer, daß die Volkszähler es nicht der Mühe wert hielten, die lange und gefährliche Reise dorthin zu machen! Die größte Stadt des Landes, New York, hatte damals 33,000 Einwohner.

— Protest. Stationsdiener (zu einem Herrn, der seiner soeben ins Seebad abgereisten Gattin freudig nachblickt): „Jetzt machen S'aber, daß Sie aus dem Gleis 'rauskommen!"

Herr: „Sind Sie ruhig, von Ihnen laff' ich mir den Genuß nicht verderben!"